Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 34

Artikel: Der Ring des Generals [Fortsetzung]

Autor: Lagerlöf, Selma

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646763

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 34 - 26. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 22. August 1936

Großstadthäuser. Von Wilhelm Uhlmann.

Sie kommen geschritten, wuchtig und schwer,
Sie kommen auf blöckigen Beinen daher,
Sie stellen sich breit in das Feld hinein,
In den Sommerduft und den Sonnenschein.

Und jeder Schritt wirft die Halme um,
Und jeder Tritt macht die Gräser stumm,
Das Gräsersingen vor Tau und Tag
Und über den Feldern den Lerchenschlag.

Das Häuschen über dem Wiesenrand,
Schon steht sein Dach zur Flucht gewandt,
Und wie seine liebe Heimlichkeit flieht,
Flieht Kinderreigen und Kinderlied.

Und Gleichmaß wird und Leere ist,
Wo die Großstadtmauer die Scholle frißt,
Die tötet die Wiese, den Baum und den Strauch,
Die tötet deine Seele auch . . .

Der Ring des Generals. Erzählung von Selma Lagerlöf. 6

Copyright by Roman-Vertrieb Langen/Müller, München.

Der Rittmeister verfolgte anfangs die Untersuchung mit der größten Aufmerksamkeit, aber einmal sah er zufällig zu den Bauern hinüber und glaubte zu bemerken, daß sie spöttische Blicke miteinander wechselten, als ob sie ganz genau wüßten, daß er nichts finden würde.

So kam es auch. Man mußte das Suchen aufgeben, ohne daß man auf den Ring gestoßen wäre. Aber da die Sache so ausfiel, wendete sich der Verdacht des Rittmeisters ganz natürlich gegen die Bauern. Ebenso war es mit seinen Leuten. Wo war der Ring hingekommen? Ingilbert hatte ihn natürlich mitgehabt, als er floh. Wo befand er sich nun?

Auch jetzt sah niemand den General, aber man spürte ihn. Er stand mitten in der Menge und deutete auf die drei Olsbyer Männer. Die hatten ihn.

Es war mehr als denkbar, daß sie die Taschen des Toten durchsucht und den Ring gefunden hatten.

Es war auch denkbar, daß die Geschichte, die sie vorhin vorgebracht hatten, gar nicht auf Wahrheit beruhte, sondern daß alles ganz anders zugegangen war. Diese Leute, die aus demselben Dorfe waren wie die Bardsöhne, hatten vielleicht gewußt, daß diese den Ring in ihrem Besitz hatten. Sie hatten vielleicht erfahren, daß Bard tot war, und als sie seinem Sohne im Walde begegnet waren, hatten sie sich gedacht, daß er mit dem Ringe fliehen wollte, hatten ihn überfallen und getötet und sich den Schatz angeeignet.

Es war kein anderes Blutmal an ihm zu sehen als eine Quetschwunde an der Stirne. Die Ivarsöhne hatten gesagt, er sei, als er fiel, mit dem Kopf an einen Stein gestoßen, aber konnte diese Wunde nicht auch von dem groben Knüttel herrühren, den Paul Eliasson in der Hand hielt?

Der Rittmeister stand da und sah zu Boden. In seinem Innern kämpfte er einen Kampf aus. Er hatte immer nur Gutes von den drei Männern gehört, und es widerstrebte ihm, zu glauben, daß sie gemordet und gestohlen hatten.

Alle seine Leute hatten sich um ihn gesammelt. Ein paar von ihnen schwangen schon die Waffen. Da war keiner, der glaubte, daß man ohne Kampf von der Stelle kommen würde.

Da trat Erik Ivarsson auf den Rittmeister zu.

„Wir Brüder und auch Paul Eliasson, der unser Pflegesohn ist und bald mein Schwiegersohn sein wird, wir verstehen schon, was der Herr Rittmeister und seine Leute von uns denken. Wir meinen nun, daß wir nicht auseinandergehen sollen, ohne daß der Herr Rittmeister auch unsere Taschen und Kleider untersucht hat."

Bei diesem Anerbieten wich das Dunkel ein wenig aus der Seele des Rittmeisters. Er erhob Einwände. Sowohl die Ivarsöhne wie ihr Pflegesohn waren Männer, auf die kein Verdacht fallen konnte.

Aber die Bauern wollten der Sache ein Ende machen. Sie begannen selbst ihre Taschen umzudrehen und die Schuhe abzulegen, und da gab der Rittmeister seinen Leuten einen Wink, ihnen den Willen zu tun.

Kein Ring wurde entdeckt, aber in einer Rindenbutte,

die Ivar Ivarsson auf dem Rücken trug, fand man einen kleinen Beutel aus Ziegenleder.

„Gehört dieser Beutel Euch?" fragte der Rittmeister, nachdem er den Beutel untersucht und gefunden hatte, daß er leer war.

Wenn nun Ivar Ivarsson Ja geantwortet hätte, wäre die Sache vielleicht damit abgetan gewesen, aber anstatt dessen gestand er mit der größten Ruhe der Welt:

„Nein, der lag auf dem Wege, nicht weit von der Stelle, wo Ingilbert fiel. Ich hob ihn auf und warf ihn in die Butte, weil er noch unbenützt und ganz aussah."

„Aber gerade in einem solchen Beutel lag der Ring, als der Propst ihn Ingilbert zuwarf", sagte der Rittmeister, und nun war das Dunkel wieder in der Stimme und im Gesichtsausdruck.

„Und da wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als daß ihr Ivarsöhne mit mir zum Amtmann kommt, wenn ihr euch nicht lieber dafür entscheidet, mir den Ring gutwillig zu geben."

Aber nun war es mit der Geduld der Olsbyer zu Ende.

„Der Herr Rittmeister ist nicht derjenige, der das Recht hat, uns zu verhaften", sagte Erik Ivarsson. Damit ergriff er den Spieß, der neben Ingilbert lag, um sich einen Weg zu bahnen, und sein Bruder und sein Schwiegersohn gesellten sich zu ihm.

Die Hedebyer wichen in der ersten Verblüffung zurück, bis auf den Rittmeister, der vor Wohlbehagen laut auflachte. Er zog seinen Säbel und hackte den Spieß durch.

Aber das war die einzige Waffentat, die in diesem Kriege vollbracht wurde. Die eigenen Leute des Rittmeisters zogen ihn zurück und entrissen ihm die Waffe.

Es war nämlich so, daß Amtmann Carelius es für gut befunden hatte, sich auch an jenem Morgen in den Wald zu begeben. Er war gerade im rechten Augenblick auf dem Pfade zum Vorschein gekommen, gefolgt von einem Gerichtsdiener.

Nun gab es neue Untersuchungen und neue Verhöre, aber das Ende war doch, daß Erik Ivarsson, sein Bruder Ivar und ihr Pflegesohn Paul verhaftet und als des Mordes und Raubes stark verdächtig ins Gefängnis geführt wurden.

7.

Es läßt sich nicht leugnen, daß zu jener Zeit bei uns in Värmland die Wälder weit und die Felder klein waren, die Hofplätze groß, aber die Hütten eng, die Wege schmal, aber die Hügel steil, die Türen niedrig, aber die Schwellen hoch, die Kirchen unansehnlich, aber die Gottesdienste lang, die Lebenstage kurz, aber die Sorgen zahllos. Doch darum waren die Värmländer doch keine Kopfhänger und langweiligen Patrone.

Wohl nahm der Frost die Ernte, wohl wüteten die wilden Tiere in den Herden und die rote Ruhr in der Kinderschar, aber trotzdem behielten sie so lange als möglich ihre gute Laune. Wo wären sie auch sonst hingekommen?

Aber dies kam vielleicht daher, daß es in jedem Haus einen Tröster gab. Es gab einen, der zu dem Reichen gerade so gut kam wie zu dem Armen, einen, der nie im Stich ließ, und nie müde wurde.

Aber glaubt nur ja nicht, daß dieser Tröster etwas Feierliches oder Hochgestimmtes war, wie Gottes Wort oder Gewissensfrieden oder Liebesglück! Glaubt auch nicht, daß er etwas Niedriges oder Gefährliches war, wie Trunksucht oder Würfelspiel. Er war etwas ganz Unschuldiges und Alltägliches, er war nichts anderes, als das Feuer, das an den Winterabenden auf dem Herde flammte.

Lieber Gott, wie machte es doch alles schön und traulich in der kleinsten Hütte! Und wie es mit den Leuten dort drinnen seinen Scherz trieb, solange der Abend währte! Es knisterte und prasselte, es war, als lachte es sie aus. Es zischte und spuckte, da war es, als wollte es jemandem nachmachen, der zornig und böse war. Manchmal wußte es sich keinen Rat, wie es einem astreichen Klotz den Garaus machen sollte. Dann erfüllte es den ganzen Raum mit Rauch und Dunst, als wollte es den Leuten zu verstehen geben, daß es zu schlechte Kost hatte, um davon zu leben. Manchmal nahm es die Gelegenheit wahr und sank gerade dann zu einem Gluthaufen zusammen, wenn die Leute in der allerbesten Arbeit waren, so daß man die Hände in den Schoß legen und laut auflachen mußte, bis es wieder hochkam.

Am allermutwilligsten war es, wenn die Hausfrau mit den dreibeinigen Kochkesseln kam und verlangte, daß es das Essen kochen sollte. Ein seltenes Mal war es willig und diensteifrig und machte seine Sache rasch und gut, aber meistens tanzte es stundenlang leicht und toll um den Topf, ohne ihn zum Sieden zu bringen.

Wie leuchtete es nicht in den Augen des Hausvaters auf, wenn er naß und erfroren aus dem schmutzigen Schnee heimkam und das Herdfeuer ihn mit Wärme und Traulichkeit empfing! Wie gut war es nicht, an das wachende Licht zu denken, das in die dunkle Winternacht hinausströmte, ein Leitstern für arme Wanderer und gleichsam ein Zeichen des Schreckens für Luchs und Wolf.

Aber das Herdfeuer konnte mehr als wärmen und leuchten und Essen kochen, es verstand merkwürdigere Dinge, als zu funkeln, zu sprühen, zu prasseln und Rauch zu machen. Es war imstande, die Spiellust in der Menschenseele zum Leben zu erwecken.

Denn was ist die Menschenseele anderes als eine spielende Flamme, sie auch? Sie flackert in und über und um den Menschen, wie die Feuerflamme, in und über und um das rauhe Holz flackert. Wenn nun die, die an einem Winterabend um das Herdfeuer versammelt waren, ein Weilchen schweigend dagesessen und hineingeblickt hatten, dann begann das Feuer zu einem jeden in seiner eigenen, besonderen Sprache zu sprechen. „Schwester Seele", sagte die Feuerflamme, „bist du nicht Flamme wie ich? Warum so düster und schwer?" „Schwester Flamme", antwortete die Menschenseele, „ich habe Holz gehackt, und ich habe den ganzen Tag den Haushalt geführt. Ich kann nichts anderes, als stillsitzen und dich ansehen." — „Das weiß ich schon", sagte das Feuer. „Jetzt ist es Abendstunde. Mach es jetzt wie ich, flackere und leuchte! Spiele und wärme!"

Und die Seelen gehorchten der Feuerflamme, und begannen zu spielen. Sie erzählten Märchen, sie rieten Rätsel, sie strichen Geigensaiten, sie ritzten Ranken und Rosen in Werkzeuge und Ackergerätschaften. Sie spielten Spiele und

sangen Lieder, sie lösten Pfänder aus und erinnerten sich alter Sprichworte. Und unterdessen taute die Eiseskälte aus den Gliedern, die Brummigkeit aus den Gemütern. Sie lebten auf und hatten es fröhlich. Das Herdfeuer und das Spiel vor dem Herdfeuer machten ihnen wieder Luft, das karge, mühselige Leben zu leben.

Was vor allem zum Herdfeuer gehörte, das war doch das Erzählen von allen erdenklichen Heldentaten und Abenteuern. Das war es, was alt und jung ergötzte und nie ein Ende nehmen wollte. Denn Heldentaten und Abenteuer hat es gottlob in dieser Welt genug und übergenug gegeben. Aber nie so viel wie zur Zeit König Karls. Er war der Held aller Helden, und von ihm und seinen Mannen gab es eine Ueberfülle von Geschichten zu erzählen. Sie vergingen nicht mit ihm selbst und seiner Herrschaft, sie lebten noch nach seinem Tode weiter, sie waren seine beste Hinterlassenschaft.

Von niemandem erzählte man so gerne wie vom König selbst; aber nächst ihm liebte man es, vom General auf Hedeby zu reden, den man gesehen und gesprochen hatte, und den man vom Scheitel bis zur Sohle beschreiben konnte.

Ernest Hubert, „Bouquet romantique". (Oelgemälde.)

Der General war so stark gewesen, daß er Eisen biegen konnte, wie andere Hobelscharten biegen. Er hatte erfahren, daß in Smedsby, unten in Svartsjö, ein Schmied wohnte, der die besten Hufeisen in der Umgegend machte. Der General ritt zu ihm hinunter und bat Michel, er möge sein Pferd beschlagen. Als nun der Schmied mit einem fertigen Hufeisen aus der Schmiede kam, fragte der General, ob er es ansehen könne. Das Hufeisen war ja stark und gut gemacht, aber der General lachte nur auf, als er es sah. „Soll man das hier ein Eisen nennen?" sagte er, und damit bog er das Hufeisen auf und brach es entzwei. Der Schmied erschrak, er glaubte, daß er seine Sache schlecht gemacht hatte. „Es muß ein Sprung im Eisen gewesen sein", sagte er und holte rasch ein anderes Hufeisen. Aber es ging mit diesem wie mit dem ersten, nur mit dem Unterschied, daß dieses hier zusammengeknappt wurde wie eine Schere, bis es ebenfalls brach. Aber da begann Michel Lunte zu riechen. „Entweder bist du König Karl selbst, oder auch der Starke Bengt auf Hedeby", sagte er zum General. — „Nicht so übel geraten, Michel", sagte der General, und hierauf gab er ihm die volle Bezahlung für vier neue Hufeisen, wie auch für die beiden, die er ihm zerbrochen hatte.

Es waren noch viele andere Geschichten über den General im Umlauf, und sie wurden erzählt und wieder erzählt, und es gab nicht einen Menschen im ganzen Kirchspiel, der nicht von ihm wußte, und Ehrfurcht und Bewunderung für ihn hegte. Und von seinem Ring wußte man natürlich auch, man wußte, daß er ihm ins Grab gefolgt war, aber die Gier der Menschen sei so groß gewesen, daß er ihm gestohlen worden wäre.

So daß man sich denken kann, daß, wenn etwas im-

Ernest Hubert, „Portrait". (Oelgemälde.)

stande war, die Leute neugierig, eifrig und erregt zu machen, es dies war, daß der Ring wiedergefunden und wieder verloren worden war, daß man Ingilbert tot im Walde gefunden hatte, und daß die Olsbyleute jetzt in dem Verdacht standen, sich den Ring angeeignet zu haben, und im Gefängnis saßen. Als die Kirchenbesucher Sonntag nachmittag heimgewandert kamen, konnte man sich kaum so lange gedulden, bis sie die Kirchenkleider abgelegt und einen Bissen genossen hatten, sie mußten gleich von allem erzählen, was ausgesagt, und allem, was eingestanden worden war, und was man wohl glaubte, zu welcher Strafe die Angeklagten verurteilt werden würden.

Es wurde von gar nichts anderem gesprochen. Jeden Abend hielt man in großen wie in kleinen Hütten, beim Taglöhner wie beim Großbauer, am Herdfeuer Gerichtstag ab. Es war eine schaurige und seltsame Sache, und man konnte ihr schwer auf den Grund kommen. Es hielt nicht so leicht, ein entscheidendes Urteil zu fällen, denn es war schwer, ja fast unmöglich, zu glauben, daß die Ivarsöhne und ihr Pflegesohn einen Mann totgeschlagen haben sollten, um einen Ring an sich zu bringen, gleichviel wie kostbar er sein mochte.

Da war fürs erste Erik Ivarsson. Er war ein reicher Mann mit großen Feldern und vielen Häusern. Wenn er einen Fehler hatte, so war es dies, daß er so selbstbewußt war und allzuviel auf seine Ehre hielt. Aber gerade deshalb konnte man es so schwer in seinen Kopf bringen, daß irgendein Kleinod auf der Welt ihn dazu vermocht haben sollte, eine unehrenhafte Handlung zu begehen.

Noch weniger konnte man seinen Bruder Ivar verdächtigen. Der war freilich arm, aber er wohnte bei dem Bruder und bekam von ihm alles, was er sich nur wünschen konnte. Er war so gutherzig, daß er all das, was sein gewesen war, hergegeben hatte. Wie sollte es einem solchen Manne in den Sinn kommen, zu morden und zu rauben?

Was Paul Eliasson betraf, so wußte man von ihm, daß er bei den Ivarsöhnen in hoher Gunst stand und Marit, Eriks Tochter, heimführen sollte, die die einzige Erbin des Vaters war. Sonst war er ja derjenige, den man am ehesten im Verdacht haben konnte, weil er ein geborener Russe war; und von den Russen wußte man ja, daß sie es für keine Sünde halten, zu stehlen. Ivar Ivarsson hatte ihn mitgebracht, als er aus der russischen Gefangenschaft zurückkam. Er war damals drei Jahre alt und elternlos und hätte im eigenen Land wohl Hungers sterben müssen. Nun war er doch in Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit auferzogen und hatte sich immer gut betragen. Marit, Eriks Tochter, und er waren zusammen aufgewachsen, sie hatten sich immer geliebt, und es hätte sich schlecht gereimt, wenn ein Mann, den Glück und Reichtum erwartete, all dies aufs Spiel gesetzt hätte, indem er einen Ring stahl. —

Aber andererseits mußte man an den General denken, den General, von dem man, seit man so klein war, singen und sagen gehört hatte, den Mann, den man so gut kannte wie seinen leiblichen Vater, den General, der groß und stark und glaubwürdig war, den General, der tot war, und dem man das Liebste gestohlen hatte, was er besaß. (Fortsetzung folgt.)

Ernest Hubert, der Maler.

Ernest Hubert (um sich von den andern Malern mit dem Namen Huber zu unterscheiden, zeichnet er seine Bilder mit Hubert) gehört zur mittleren Generation der in Paris lebenden Schweizerkünstler. Gebürtiger Thurgauer — aus einem Zweig der Verlegerfamilie Huber-Frauenfeld stammend — suchte er anfänglich den väterlichen Ueberlieferungen zu folgen: er wandte sich der Graphik zu. In Zürich, Hamburg, Genf bildet er sich aus. Er zeichnet und lernt die graphischen Techniken. Dann aber drängt es ihn — 23jährig — zur Malerei. Er siedelt nach Paris über. Die Tradition dieser Malerstadt nimmt ihn gefangen. Den Versuchen, nach dem Rezept eines Modemeisters zu arbeiten, sei es kubistisch, futuristisch oder sonst „istisch", widersteht er. Er hat nur einen Ehrgeiz, ein Maler zu werden. Delacroix, dieser Zeichner und Maler, begeistert ihn; Corot sagt ihm viel. Im übrigen sucht er sich seinen Weg selbst.

Seine ersten Landschaften zeigen bereits jene gebrochenen Töne, die für sein späteres Malen bestimmend sind. Zunächst allerdings ist er noch etwas zaghaft. Es widerstrebt ihm, mit billigen Effekten Scheinwirkungen zu erzielen. Das nur Impressionistische liegt ihm auch nicht. Tonwerte und Umrisse sind seine Komponenten. Seine zeich-